

punctum 029

Sabine Riedel
Reise durch
ein verstörtes Land

Matthes & Seitz Berlin

Aufbruch

Schon im Juni hatte ich das Gefühl, dass das nicht gut gehen würde. Dabei hatte ich mich doch am Duft des Flieders erfreut, dem göttlichen Weiß seiner Blüten, und jetzt spross schon cremefarben der Weißdorn, von zartem Rosé marmoriert, und bald würden die Knospen des Jasmins aufbrechen, und der Jasmin wäre über und über bedeckt von diesem reinen, duftenden Weiß. Es würde aussehen, als hätte es überraschend geschneit.

Aber mir gingen die Kriegsbilder nicht aus dem Sinn, die Ruinen, die verbrannten Alleebäume, die vom vielen Weinen verzerrten Gesichter der Kinder und Frauen, die streunenden Hunde.

Mir gingen die Bilder der toten Fische in der Oder nicht aus dem Sinn, ihre aufgerissenen Mäuler, ihre goldglänzenden, übergroßen Augen, als könnten sie selbst im Tod nicht aufhören zu staunen über das, was ihnen geschehen war.

Was war geschehen?

Der Präsident eines Landes, das ich sehr mochte, hatte einen verbrecherischen Krieg begonnen. Unbekannte hatten Gift in die Oder geleitet. Jeden Tag hör-

te ich in den Nachrichten die Ökonomen vor Inflation und Rezession warnen. Eine Energiekrise hatte dieses Land sowieso schon.

Seit April hatte es in Norddeutschland nicht mehr geregnet – wo ich lebte, seitdem ich Städte wie München, die nach ihrer Komplettgentrifizierung unter einer glänzenden Lackschicht wie erstarrt daliegen, nicht mehr ertrug. Ich mochte nicht mehr im Wald spazieren gehen, denn überall sah ich tote Fichten und Buchen, deren Kronen so licht wie zerrupft aussahen. In zwei Jahren wird es den Frankfurter Stadtwald nicht mehr geben, sagte eine Stimme, zu meinem Erstaunen sehr sachlich, in einer Fernsehdokumentation mit dem Titel: *Die große Dürre*. Sie lief im Hauptabendprogramm.

Im Juli hatte es noch immer nicht geregnet, in meinem Garten rollten die Stauden und die Büsche ihre Blätter zusammen wie Raucher ihre Zigarettenpapierchen. Ich wusste, es war ihre letzte Strategie zu überleben. Äpfel und Zwetschgen fielen klein und vor ihrer Zeit zu Boden. Die Bauern in den Nachbardörfern pflügten ihre Karotten unter, denn die Trockenheit hatte sie verkümmern lassen. Der Garten sah aus, als hätte ich drei Monate im Koma zugebracht und wäre nun plötzlich im Oktober wieder aufgewacht.

Im August sagte ich, vorsichtig den Sommer bilanzierend: Das ist der Sommer der Apokalypse.

Der Mann, mit dem ich lebe und der sehr viel Geduld mit mir hat, sagte: Sei nicht immer so negativ.

Und ich sagte: Ich bin nicht negativ. Ich bin nur realistisch.

Wenn wir mit dem Auto übers Land fahren und mein Blick wieder einmal den von Trockenheit und Käferfraß verwüsteten Wald erfasste, sagte ich in meinem Klage-ton: Schau doch mal, die toten Fichten.

Und mein Freund, dem ich das Fahren überließ, stöhnte und sagte: Sag doch nicht immer: Schau mal, die toten Fichten.

Denn dass die Fichten sterben, ist das eine. Aber darüber ständig zu sprechen, ist, als würde man mit dem Sprechen die Zahl der toten Fichten verdoppeln.

Ich konnte die Stimme der Radiomoderatoren nicht mehr ertragen. Am schlimmsten waren die Morgensendungen, wenn sie sprachen, als hätten sie schon zum Frühstück einen Joint geraucht. Diese Fröhlichkeit, sie war übertrieben und unangebracht, es war eine Fröhlichkeit, die mir fast pathologisch erschien.

Shut up, sagte ich jeden Morgen müde zu der Stimme des unbekanntenen Moderators und machte das Radio aus. Denn ich war schon morgens müde.

Ich war so mutlos, verwirrt und traurig geworden in diesem Sommer. Ich schrieb meiner Freundin in München: Dieser Sommer ist grundiert von Traurigkeit.

So ist es, schrieb sie zurück. Sie schrieb mir von

ihren Arztbesuchen. Seit Sommerbeginn eilte sie von Arzt zu Arzt, weil sie in einem schrecklichen Schwindel gefangen war.

Ich dachte: Es waren in meinem Leben nicht die Männer, die mir das Herz gebrochen haben – auch wenn zwei von ihnen nahe dran waren. Es ist der Anblick der toten Fische, der sterbenden Wälder, eines vor der Trockenheit in die Knie gehenden Waldes, der mir das Herz bricht, jetzt. Es ist das Bild einer skelettierten Fichte, die verloren in der Landschaft steht und nicht begreift, was mit ihr geschehen ist. Das sind die Dinge, die mir das Herz brechen. Bis heute. Was kein Mann geschafft hatte, schaffte eine tote Fichte.

Iss ein bisschen Obst, sagte meine Mutter, wahrscheinlich fehlt dir nur ein bisschen Vitamin C.

Und sie schob die Schüssel mit den selbst gepflückten Brombeeren über den Tisch näher zu mir.

Lass den Kopf nicht hängen, sagte sie.

In deinem Alter.

Ich weiß, sagte ich, in meinem Alter bist du nach Australien geflogen. Aber wie kann man heute noch nach Australien fliegen? Wie soll man das mit seinem Gewissen vereinbaren?

Und überhaupt, das UV-Licht, war es nicht längst viel zu aggressiv? Erblindeten nicht schon die Schafe in Australien?

Ich lebte in diesem Sommer eine Emily Dickinson'sche Existenz, verließ meinen Garten nicht mehr, der groß ist und umgeben von einer hohen Mauer aus riesigen Steinquadern. (Obernkirchener Sandstein, aus dem im Übrigen auch der Sockel der Freiheitsstatue im New Yorker Hafen gebaut ist. Aber das nur nebenbei.) Ich war ganz zufrieden, ich wollte wie die Dichterin nachts in langen weißen Gewändern durch meinen Garten gehen, zu den Bäumen sprechen, den Blumen, ihren geschlossenen Blütenkelchen, zu den Vögeln und den nachtaktiven Tieren besonders. Ich wollte nicht mehr teilhaben an den Diskussionen, die jenseits meiner Garten-Welt geführt wurden: über gendergerechtes Sprechen, über die Energiekrise und das große Frieren im Winter, der kommen würde, über Waffenlieferungen an ein fernes Land, das dann doch nicht so fern war.

Ich konnte die Politiker nicht mehr ertragen, ihren Jargon, ihre Ganovengesichter in den Abendnachrichten. Nur das Gesicht von Robert Habeck mochte ich, weil er einmal Hölderlin vor laufender Kamera zitierte: Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Seine sonst so müden Augen leuchteten dabei.

Manchmal schaffte ich es, meine Dickinson-Welt zu verlassen, und ich suchte eine naturheilkundlich orientierte Ärztin auf. Ich saß ihr gegenüber und sagte: Kommen Sie mir nicht mit einer Depression. Ich

bin einfach nur mental und seelisch vollkommen erschöpft. Ich bin vollkommen am Ende.

Als ich dann mit einem Vitamin-B-Komplexmittel die Praxis verließ, sagte ich zu mir, während ich durch die sonnendurchglühten Straßen nach Hause ging: *And my doctor says I'll be alright, but I'm feelin' blue.* Das war ein Zitat von Tom Waits. Er war einer von denen, von denen ich mich immer verstanden fühle.

Vor vielen Jahren hatte ich einmal eine Messe besucht, die sämtliche Dienstleistungen in Sachen Spiritualität anbot. Während ich von Messestand zu Messestand schlenderte, sprach mich eine Frau an und bot mir an, meine Aura zu fotografieren. Ich war einverstanden, weil ich neugierig war, und sie machte mit ihrer Polaroidkamera ein Foto von meinem Kopf. Als sie das Foto in der Hand schwenkte und die Farben sich langsam entwickelten, legte die Frau ihre Stirn in tiefe Falten. Sie sollten etwas für Ihre Aura tun, sagte sie und gab mir das Foto. Über meinem Kopf waren Schichten von einem tiefen Blau-Lila. Es sah aus, als schwebte eine alles zerstörende Gewitterwolke über meinem Kopf.

Ich habe dieses Foto mit einem Magnet an meiner Kühlschrankschranktür fixiert. So sah ich mich inmitten eines Gewitters gefangen, viele Jahre. Wenn ich Besuch bekam, sagte ich: Keine Sorge. Das ist nur ein ironisches Zitat meiner Vergangenheit. Es geht mir schon viel besser.

Eines Tages aber hatte ich keinen Sinn mehr darin gesehen, täglich meine vergiftete Aura anzusehen, und das Bild zerrissen. Daran musste ich in diesem Sommer denken, und dass über diesem Land eine monströse Gewitterwolke schwebte.

Ich dachte: Es ist Zeit. Es ist Zeit, dass es Zeit ist. Schon wieder dachte ich in Zitaten, denn die Zeile war von Paul Celan, den ich sehr mag, auch wenn ich nicht sicher bin, ob ich seine Gedichte wirklich verstehe. Ich war oft in Paris gewesen, und in den letzten Jahren erappte ich mich dabei, dass ich bei meinem Schlendern durch die Straßen immer häufiger an all die Unglücklichen dachte, die in dieser Stadt gelebt hatten: an die *Inconnue de la Seine*, an den lebensversehrten Celan und die liebesversehrte Ingeborg Bachmann. Einmal war ich zur Pont Mirabeau gegangen, von der sich in einer Aprilnacht 1970 Celan in die Seine gestürzt hatte. Ich hatte mich über das Geländer gebeugt, in das graue Wasser der Seine gesehen und gedacht, wenn das so weitergeht mit den trockenen Sommern, müssen sich die Unglücklichen eine andere Todesart überlegen.

Es war Zeit. Die deutsche Regierung musste sich in diesem Sommer Ähnliches gedacht haben. Es war Zeit, den von all den Negativnachrichten ermatteten Bürgern ein Geschenk zu machen. Das Geschenk hieß Neun-Euro-Ticket, und drei Monate lang sollten die

Menschen in Deutschland fast umsonst mit Regionalzügen in gedrosseltem Tempo kreuz und quer durch ihr Land fahren können.

Ich dachte, das ist ein Zeichen. Und ich glaubte an Zeichen, nicht diese Schwarze-Katze-von-links-Zeichen, sondern transzendente Zeichen, Zeichen von einer höheren Instanz, an deren Existenz und Weisheit ich um so mehr zu glauben begann, je mehr mir die Gewissheiten abhanden kamen.

Wochenlang hatte ich im Liegestuhl in meinem Garten gelegen, die Kronen der alten Bäume schlossen sich über mir, die Blätter leuchteten kupferrot in der Mittagssonne, die Stämme waren von einem dunklen Tannengrün, und am Boden zerfloss der Schatten lapislazuliblau. Mein Garten kam mir vor wie ein Landschaftsgemälde von Gabriele Münter. Aber vielleicht lag es auch nur daran, dass es viel zu heiß war. Ich lag ermattet vom Gewicht dieser Farben, ihrer Expressivität, die die Sinne beschwerte, von der Hitze.

Ich dachte: Ist die Sonne nicht mehr unser Freund? Oder musste ich sagen: unsere Freundin? Oder war die Sonne non-binär? Ich dachte, was haben wir für Diskussionen geführt in diesem Sommer, in dem es nicht mehr regnet. Was war nur los mit diesem Land?

Ich dachte: Es ist Zeit, dass du hinausgehst aus deinem stillen Haus. Hinaus aus diesem tiefblauen Schatten.

Weil ich dieses Land nicht mehr verstand. Und es an der Zeit war, es wieder kennenzulernen.

Ich stellte mir vor: Ich würde aus meinem Haus, das etwas abseits vom Zentrum liegt, frühmorgens zum Bahnhof gehen, still wäre es, und die Stille hätte etwas Stoffliches, wie Schnee zu meinen Füßen. So würde ich an einem frühen Morgen aus meinem Haus treten und durch die schneeige Stille gehen. So könnte es beginnen, dachte ich. Am Ende einer dunklen Nacht würde ich aus meinem stillen Haus gehen. Das war ein abgewandeltes Handke-Zitat, ich hatte in diesen Wochen sehr viel Handke gelesen. Und immer mehr in Zitaten gedacht, weil ich für eigene Gedanken kaum noch die Kraft fand.

Und so wässerte ich noch einmal meinen Garten, sprach zu meinen Pflanzen und sagte: Macht euch keine Sorgen. Ich komme ja wieder. Ich trat aus meinem stillen Haus und ging durch den frühen Morgen zum Bahnhof, Stille wie Schnee zu meinen Füßen.

Ich nahm den ersten Zug, der kam. In meiner kleinen Stadt fährt einmal stündlich ein Zug Richtung Osten und einer Richtung Westen. Dieser fuhr Richtung Westen, also fuhr ich westwärts. Weil es letztlich gleichgültig war, in welche Richtung ich fuhr. Ich war planlos, das passte zu diesem Sommer, in dem mir auch das politische Personal dieses Landes planlos erschien. Die Planlosigkeit unseres Kanzlers steigerte sich in

diesem Sommer bis zur Sprachlosigkeit, und in ihren Kommentaren forderten Journalisten, die alles besser machen würden, hätten sie die Macht, den Kanzler täglich auf, endlich von seiner Richtlinienkompetenz Gebrauch zu machen.

Von mir erwartete niemand etwas. Ich würde mich treiben lassen, irgendwo aussteigen, warten, einen Anschlusszug nehmen, schließlich irgendwo bleiben, nicht länger als einen Tag oder zwei an einem Ort verbringen, an dem ich nie zuvor gewesen war und den ich wieder verlassen würde in der Gewissheit, nicht wiederzukommen. Ich wollte Menschen begegnen, sie nach Antworten fragen, ich wollte wissen, wie sie die Dinge sahen. Und ob sie auch, wie ich, nachts oft wach lagen, weil die Zukunft plötzlich nicht mehr wie ein Versprechen, sondern wie eine Drohung schien.

Plettenberg, Nordrhein-Westfalen

Zwischen den Autos, die vor dem Bahnsteig parkten, an dem ich auf den Zug Richtung Westen wartete, stand, sozusagen im Halb-Diskreten, ein nicht mehr ganz junges Paar, das sich aneinanderklammerte wie Leonardo DiCaprio und Kate Winslet an Deck der Titanic kurz vor ihrem Untergang. Der Zug verspätete sich, weil sich in diesem Land seit Jahren die Züge verspäten, das liegt für mich an einer verfehlten Verkehrspolitik, am Missmanagement eines Managers, der viele Tausend Streckenkilometer stilllegen ließ, um das Unternehmen für die Börse fit zu machen. So buchstabierte man in diesem Land in den 1990er-Jahren Fortschritt, schimpfte ich leise vor mich hin. Ich sah aus den Augenwinkeln das Paar, das sich noch immer umklammert hielt. Dass eine Umarmung auch nicht auf Dauer angelegt ist, dachte ich, ihre Arme mussten doch langsam schwer werden, und heimlich ersehnte wahrscheinlich jeder der beiden diesen bittersüßen Moment des Abschieds. Danach konnte man weinen, und nach dem Weinen konnte man genesen. Ich kannte das.

Aber da kam der Zug, und schon bald waren wir in Rinteln, einer kleinen unaufgeregten Fachwerkstadt

im südlichen Niedersachsen. Es geht voran, dachte ich. Kurz hinter Rinteln hielt der Zug auf freier Strecke.

Züge in diesem Land halten oft auf freier Strecke, weil besagter Bahnmanager einmal den kühnen Plan hatte, viele Tausend Kilometer Strecke stillzulegen, weshalb viele Ortsverbindungen nur eingleisig befahren werden und ein Zug den Zug aus der Gegenrichtung passieren lassen muss.

Pass auf, sagte der junge Mann, der neben mir saß, in sein Handy. Ich stehe hier kurz hinter Rinteln und ich weiß nicht, wann es weitergeht. Ansonsten blieben wir alle – für uns Deutsche mit dieser kollektiven Ich-fordere-hier-und-jetzt-meine-Rechte-als-Passagier-ein-Mentalität – erstaunlich gelassen.

Ich sah aus dem Fenster und auf das ausgebleichte Gelb der abgeernteten Weizenfelder. Alle anderen schienen auf das Display ihres Smartphones konzentriert. Was die Baldriantropfen für die Alten waren, sind die Videospiele für die Generation von heute, dachte ich. Und dann kam der Gegenzug, und weiter ging es.

Ich fuhr immer weiter nach Westen, dann ließ ich die Route Richtung Süden abknicken, ich verpasste Anschlusszüge, aber ich wollte mich nicht mehr über Verspätungen und Halts auf freier Strecke aufregen. Angesichts der dramatischen Nachrichtenlage in diesem Sommer erschien mir die Dramatik eines

verpassten Anschlusszugs eine Quantité négligeable. Irgendwann war ich in Hamm/Westfalen, und es regnete genau drei Minuten lang. Irgendwann wartete ich auf Bahnsteig 6 des Bochumer Bahnhofs auf den nächsten Anschlusszug Richtung Siegen, den ersten hatte ich verpasst. Irgendwann setzte ich mich auf eine Bank und holte mein Käsebroten aus meinem Rucksack. Schon immer hatte dieses Käsebrotesen etwas Tröstliches, weil meine Mutter und später der Mann an meiner Seite das Käsebroten für mich und meine Reise zubereitet hatte. Ich aß und schmeckte die Aromen der Fürsorge und war gleich nicht mehr so herzerreißend allein.

Die Sitzbezüge im Regionalzug sahen aus, als hätte Jackson Pollock sie designt: ein Chaos aus roten, grauen und schwarzen Flecken, wie hingeschleudert, Farbekstase. Jemand musste gedacht haben: Muntern wir das fahrende Volk etwas auf. Farbe ist Fröhlichkeit.

Mich besänftigt das Monochrome.

Die Häuser in den Dörfern und kleinen Städten Richtung Siegen waren mit Schieferschindeln verkleidet. Sie waren klein und hatten etwas Duckmäuserisches.

Jetzt kam ein Pfandflaschensammler, auf den ich schon gewartet hatte. Klappte den Metalldeckel des unter dem Fenstertisch fixierten Abfallbehälters

auf, sprach ein paar Worte des Ärgers in den dunklen Schlund des Behälters. Er nestelte an seiner OP-Maske, die nur den Mund bedeckte.

Draußen jubelte noch immer der Sommer, ich staunte, dass viele Bäume nach wie vor grün waren, und vom Ufer eines Flusses mit niedrigem Wasserstand stieg ein langbeiniger Vogel auf. In Siegen stieg schließlich einer der Männer mit dieser Mir-machste-nichts-vor-Miene aus, und ich fragte mich kurz, was für ein Leben dieser Mann in Siegen führte. Ein kleines Mädchen schneuzte sich jetzt lustvoll in das ausgefaltete Taschentuch, und zwischen ihren kleinen Zähnen klackerten die harten Bonbons wie Murmeln.

Was macht der Mensch in Siegen? Im Schotterbett der Gleise verblühten die wilden Buddleias, vor jeder Bank auf dem Bahnsteig riesige getrocknete Lachen aus klebrigen Softdrinks, verschüttetem Bier und Cola. Ich hatte jetzt schon einige Stunden in Zügen und auf Bahnsteigen gegessen, und überall um mich herum schienen mir die Frauen und Männer eines gewissen Alters diese Mir-machste-nichts-mehr-vor-Miene zu tragen. Als wären sie bis auf die Knochen desillusioniert und würden nichts Gutes mehr vom Leben erwarten. Fröhlich erschienen mir allein die Kinder, sie knisterten mit ihren Bonbontüten und saugten so lange am Strohalm die chemischen, gefärbten Säfte aus

ihren Tetra-Pack-Tüten, bis der ersehnte Schnorchelton wie der Ruf eines urzeitlichen Tieres vom Tütengrund vernehmbar war. Die jungen Mütter trugen Tücher, die mit feinen Nadeln eng um ihren Kopf gesteckt waren. Ihre Gesichter wirkten wie gerahmt. Die Frauen schienen mir erwartungslos zum Fenster hinauszusehen. Aber in meiner Stimmung konnte ich mir das auch leicht einbilden.

Dann hielt der Zug in Plettenberg. Hier stieg ich aus, weil es egal war, wo ich ausstieg, und weil ich dachte, ich werde nie wieder in meinem Leben in einem Zug sitzen, der in Plettenberg hält. Plettenberg, verriet mir Google, liegt im Märkischen Kreis, im Westen des Sauerlands. Bewaldete Hügel, tiefe, enge Täler, in denen sich kleine Häuser drängen, das Sehen war hier fast schmerzhaft, jeder Blick aus einem Fenster stieß hier an schroff aufragende Felswände. Zwei Geschäftsstraßen bildeten das Zentrum, in der Mitte lag der Marktplatz mit einer nach allen Seiten offenen Markthalle. Riesige Kugelleuchten zitierten Art déco und warfen an Markttagen wohl ihr weißes Licht auf Obst und Gemüse und die silbrigen Schuppen der Fische.

Heute war kein Markttag und kaum jemand zu sehen.

Die Attraktion an diesem stillen Nachmittag war ein kleines Wasserspiel, sieben Fontänen pumpeten mühsam einen dünnen Wasserstrahl nach oben und

produzierten ein minimalistisches Klangspiel. Im Mehrfamilienhaus gleich nebenan saßen junge Männer in schwarzen Muscle-Shirts unter einem schwarzen Sonnenschirm auf dem Balkon. Offenbar mögen sie auch das Monochrome, dachte ich. Aus dem geöffneten Raum hinter ihnen wehte türkischer Pop, die Gesichter der jungen Männer waren zum Marktplatz ausgerichtet, regungslos, als gehorchten sie einem militärischen Appell – und schließlich war der Marktplatz in einer Kleinstadt wie Plettenberg der Ort, der am ehesten eine unerhörte Begebenheit erwarten ließ.

Ein Kind namens Jonas spielte gedankenverloren inmitten des Wasserspiels und verteilte mit einer Plasticschaufel Sand zwischen den dünnen Fontänen. Das Kind war begeistert und gab seiner Begeisterung mit kleinen Quieklauten Ausdruck. Die jungen Männer mit ihren justierten Köpfen schauten emotionslos zu, ein spielendes Kind hatte für sie einen geringen Attraktionswert.

In Plettenberg gab es ein Eiscafé, hier hatten sich drei Frauen jenseits des Renteneintrittsalters versammelt, um gemeinsam die Ereignislosigkeit des Nachmittags durchzustehen. Sie saßen vor ihrem Eisbecher, garniert mit einer riesigen Sahnehaube, sie trugen ein falsches Blond und diese Geh-mir-bloß-weg-mit-den-Männern-Miene. Es war erst später Nachmittag, aber der Sinn stand mir nach einem kühlen Pils.